

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 38

Artikel: Der Knecht [Fortsetzung]
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38
XV. Jahrgang
1925

Bern
19. September
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Abend.

Von Heinrich Lerich.

Am Waldrand bleiben die Schatten stehn,
Der Abendwind will nicht weiter gehn.
Als Leuchten er zwischen den Bäumen hängt
Und alle Sinnen zu Träumen drängt.

Wolken ziehn in die Ferne,
Aus dem blassen Blau hervor
Blinken gelbblühende Sterne,
Langsam schleift sich das Sonnentor.

Wolken schieben den Riegel davor.
Langsam schwindet der letzte Schein.
Und meine dunkelnde Erde
Ist mutterseelenallein.

Der Knecht.

Von Josef Reinhart.

Als ob er mich mit Armen zöge, folgt ich seinem Rufe
Er hielt die Tür des Tenntors in der Hand, winkt mir,
dem Zögernden, wie ein Hündlein Nahenden, tritt ins
Dämmer der Tenne, blickt über die Achsel nach mir zurück,
bleibt hinten vor dem Steighaken, der zur Heubühne führt,
stehen, und deutet mit der Hand auf die untersten Sprossen.
Ich schaue ratlos, im Innersten verwirrt, an ihm herauf,
sehe, durch seine kalte, schweigende Unerbittlichkeit erschreckt
und willenlos gemacht, den Fuß auf die Sprosse und fühle,
wie er zittert beim Aufsetzen.

Da spür ich die Hand des Ungeduldigen am Rücken,
und höre seine Stimme drängen, durch ein Lachen ge-
mildert.

„Oh, herzhaft, 's rührt dich niemand an! Es ist ein
Spaß! Vorwärts, hinauf, ich komme mit!“

Ich voraus, einmal mußte ich anhalten und Atem
schöpfen. Keuchend folgt er auf dem Fuß. Auf dem Heu-
boden angelangt, fühl ich mich am Arm gepackt. Ruch
zieht, ich weiß nicht wie, mich in die Dunkelheit des Bodens,
zu einem Haufen Stroh. Das Licht von einer Dachlücke
fällt auf sein Gesicht, seine Augen lichten. Um die Mund-
winkel zuckt es. Mit der Hand deutet er auf den Boden.
Da hörte ich und sah! Was sah ich! Ein Nest voll junger
Käklein. Aus den feinen Stimmlein klagte die nackte
Hilfslosigkeit. Ein Strom von warmem Leben durchfuhr
und stärkte mich; lächelnd kniete ich nieder und griff nach
dem Häuflein atmenden lichtscheuen Lebens, ich spürte feine,
seidenweiche, warme Körperchen, nahm eines nach dem an-

bern in die Hand, zwei, drei, hob sie an die Wange und
liebte sie.

Eine kurze Zeitlang blieb er weiland stehen; die Kä-
klein, die er mir gezeigt, fingen an, ein geheimes, aber
warmes Band zu weben von meinem zu seinem dunkeln
Wesen hinüber. Schon hatte ich eines, weiß und gelb ge-
fleckt, ans Licht gehoben, und glaubte, er müßte mir helfen,
die Tierlein schonen, da begegnete ich wieder seinen un-
ruhigen Augen, die untet nach der Ecke des Bodens lauerten.

Ich folgte diesen Augen und meinte, die alte Kacke habe
sich gezeigt. Das Wort höre ich noch in meinen Ohren,
drängend, herb, unausweichbar:

„Neh nimm sie!“

Ich glockte ihn an!

„Nimm sie, hast gehört?“

Von dem Heuboden ging ein Balken zur Dachfirst
empor. Auf diesen deutete er mit der Hand, während ich
die Käklein in den Armen hielt, sie mit dem Kinn be-
dedend. Feine Stimmlein klagten, blinzelnde Köpfchen
schnupperten, als ob sie die Nähe des Würgers gewah-
reten.

Ich ließ die Worte über mich hinausgehen, duckte mich
mit meinem atmenden zagen Leben zusammen, als ob ich
mich und die Tierlein vor seinem Wesen retten könnte.

Umsonst! Er räusperte sich. Wie wenn einer sein Messer
am rohen Wehstein schleift, durchzuckte mich das Wort:
„Hast gehört!“

Ich schaute auf, zu scheu für Worte, wollte ich mit
den Augen sein Mitleid suchen. Sein Gesicht war wie

verwitterter Stein; nur in den Augen flämmelte es wie trübes Licht im Wetter.

„Willst sie töten jetzt?“ fuhr er mich an.

Ich trat an die Wand und schüttelte den Kopf, die Käglein fester an mich drückend.

„Hast verstanden?“

Ich hörte wie seine Zähne knirschten, da fühlte ich etwas auflohen in mir, ich stampfte auf den Boden: „Sie sind nicht dein, die Käglein!“

Da lacht er auf, zieht den vor Scham und blutendem Heimstolz Weinenden hinaus an den Rand des Bodens, wo es in die Tiefe geht.

Ich schrak zusammen, heulte und schrie nach meiner Mutter.

Das Wort machte ihn wild.

„Halt's Maul!“ fuhr er mich an, „oder du mußt auch hinab!“

Ich fühlte den Eisengriff seiner Faust am Arm. Ich wehrte mich, stampfte, bat und betete. Er lachte, er redete laut und leise, dann fast flehend, als hinge sein Heil daran und drohte von neuem mit der Hand und mit hochgezogener Stirn.

Da fühlte ich mein armes Seelchen zum erstenmal unter der Faust des Zwangs in sich zusammensinken, wie ein lichtfrohes Bäumlein unter dem kalten Zwang einer harten Mauer.

Ich wußte nicht, wie es ging; wie von einer fremden Hand gelenkt, bewegten sich meine Glieder; ich warf die Tierlein hin, eins und zwei und drei, sah sie kaum noch fallen und zucken. Aber einen Ton hör ich jetzt noch in den Ohren: als das Letzte in der Tenne drunten lag, kam die alte Kabe, miaute, suchte knurrend im Stroh; sie kam hervor, strich mir um die Füße. Da lachte der Knecht und beugte sich zu der Suchenden herab, aber seine Stimme klang fast mild jetzt, wie von Mitleid gedämpft:

„Siehst jetzt, wie's einem geht, du Alte?“

Ich verstand ihn nicht damals; ich fürchtete mich, kletterte in Hast die Leiter hinab, floh zur Tementür hinaus, hinter's Haus und verkroch mich scheu und zerschlagen in die hinterste Ecke.

In dumpfem Dämmern hochte ich den Sonntag Abend dort; die Eltern kamen heim, sie riefen mich, sie suchten mich und fragten, aber ich schüttelte den Kopf.

Wie ein Hühnlein, das den Raubvogel gewahrt, ging ich in jenen Tagen herum, und wenn wir am Tische aßen, und ich den Knecht mir gegenüber sitzen sah, blieb mir der Bissen im Halse stecken.

Jeden Morgen war mir das Wort zu oberst: „Mutter, ich will dir's sagen!“ Aber ich getraute mich nicht, an die furchtbare Sache zu rühren. Es träumte mir in einer Nacht, er hätte mir mit beiden Händen den Hals gewürgt.

In jenen Tagen blieb ich wohl vielmal stehen auf dem Weg, im Wald oder hinterm Haus, und staunte, wie wenn ich nach dem Sinn eines Wortes oder Bildes suchte, und des Nachts im Traum sah ich den Knecht mit gebeugtem Rücken schwere Steine tragen oder einen Baumstamm über eine dürre Matte schleppen.

Ich hätte mein geheimes Herzbündelein der Mutter niemals anvertrauen können, wenn nicht den Knecht ein Unglück getroffen.

Als der Metzger das Käblein der roten Kuh aus dem andern Stall geholt, rief die Alte noch tagelang nach ihm. In dieser Zeit stellte sie sich stockbeiniger noch als sonst am Wagen. Nur dem Vater zog sie willig und kanntsam. Aber als ob ein geheimer Trost ihn leitete, wollte auch der Knecht sie zwingen.

„Gebt mir die Kuh“, sagte er mit verbissenem Munde, griff sie mit einem Schnall an kurzer Halfter herum, so daß sie kaum den Kopf bewegen konnte, und lachte salzröh über ihren Rücken, als sie gegen den Hügel fuhr.

Am einem Montag in der Ernte war's. Am Abend gab es einen Lärm im Haus. Als ich aus der Einfahrt herunter kam, führten sie den Knecht auf einem Wagen unters Dach, die rote Kuh zog diesen Wagen.

Die Mutter fährt aus der Küche:

„Jesus, Maria!“

Der Vater nimmt die Kuh vom Wagen, deutet mit dem Kopf zurück:

„Die Kuh hat ihn getreten, weiß nicht, wie's kommt! Wie ich den Bindbaum nehmen will vom Wagen, da hör ich einen Fluch; da liegt der Knecht am Boden!“

„Wie, wo?“

„Die Fliegen oder Bremsen! Was weiß ich! Mit dem Horn, so muß sie ihn getroffen haben, daß er ohnmächtig ist gefallen!“

„Er blutet stark!“

„Mit den Füßen ist sie über ihn!“

„Der Doktor, da muß ein Doktor her!“

Sie trugen ihn in seine Kammer. Er gab keinen Laut, ich hörte keinen Seufzer, als ihm die Mutter das Blut von der Stirne wusch.

„Bub, hol frisches Wasser vom Brunnen!“

Meine Hand zitterte ein wenig, als ich das Becken brachte.

Er hatte den Kopf der Türe zugewandt, das Auge groß auf mich gerichtet, als ob er mich nicht kenne.

Das waren nicht mehr die gleichen Augen wie heute noch und noch vor Tagen.

Der Arzt kam, untersuchte und verband:

„Sorg, Sorg! Wer weiß, kann sein, er übersteht's, ist halt ein Riese. Wer weiß!“

Die Mutter schüttelte den Kopf:

„Ungeachtet ist das gekommen, jetzt, so mitten in allem Werk, und alle Hände voll zu tun, vom Morgen bis zur Nacht. Kein Knecht, kein Mähder!“

„Gottsnamen“, sagte der Vater, „mußt ihn halt pflegen, allein darf er nicht sein!“

Die Mutter wollte lieber hinausgehen an Knechtes statt: „Se nu! Der Bub! Bub, mußt halt jetzt der Krankenwärter sein!“

„Nein, Mutter, will lieber aufs Feld.“

Die Mutter lächelt:

„Er tut dir nichts! zu fürchten brauchst ihn nicht!“

„Möcht lieber Garben laden!“

„Ein Bleichmäusler wie du! und Garben laden? Was denkst?“

„Wenn du!“ —

Da fuhr der Vater dazwischen:

„Apah! Kein Wort!“

Die Mutter gab begütigend ihre Anweisungen.

Folg schön! All' Stunden einen Umschlag auf die Stirne — immer kühl Wasser!“

„Ich wandte ihr den Rücken.

„Bub!“

„Ich tu's nicht!“

„Was sagst?“

„Ich kann's nicht!“

Da nimmt sie mich an der Hand:

„Schäm dich, Bub, ein armer Mensch und keine Seele auf der Welt, wo hilft! Kein Mensch, und so, so elend da!“

Da wollte es heraus, es war zu äusserst, mein wehes Herzbündelchen wollte aufspringen.

„Hast dich bald besonnen?“

Ich hob den Kopf und schaute der Mutter in die Augen!

„Ja Mutter, mira!“

„Rein Mira! du mußt!“

Und ich hütete zu Hause, machte Umschläge, reichte ihm die Mittel, machte Milch warm im Pfännlein.

Anfangs hielt er die Augen zu, als ob er schlief, wenn ich mit dem feuchten Lächlein seine Stirn berührte; ich tat, was mir befohlen, mit furchtsamen Händen und strich mich auf der Schuhspitze davon. Es war mir, ich könnte meinen Atem nicht mehr finden in dem dumpfen Kämmerlein, ich schaute durch das offene Fenster nach dem Wald hinauf, hörte den Vögeln zu und verstand doch nicht, was sie sangen. Bis die Stunde um war.

Ich brachte ihm Milch zum Bett, mußte das Schüsselchen mit beiden Händen halten:

„Da ist Milch!“

Er öffnete die Augen, trank davon.

Einmal fuhr es wie ein fernes Lachen durch meinen Kopf, als ich ihn trinken sah:

„Jetzt, Ruch, gelt, mußt hüßen!“

Aber die Hand, die ihm das Rissen stützte, daß es den Kopf ihm hob, erzitterte mir, und es war mir, er hätte dabei versucht, den hilflosen Blick nach mir zu heben.

Ich atmete auf, wenn die Mutter nach Hause kam:

„So Bub, bist frei für heute!“

So ging es hin, zwei Tag, und drei und mehr.

„So gib mir Wasser!“ tönte es schwach hervor!

„'s ist frisches Wasser!“

„Dank dir!“

„Ich bring Euch Milch!“

„Ja Bub!“

„Wart, ich hilf Euch!“

„Dank dir!“

„Die Milch, ist sie zu heiß?“

„Nein, gut!“

„Will Euch jetzt dunkel machen!“

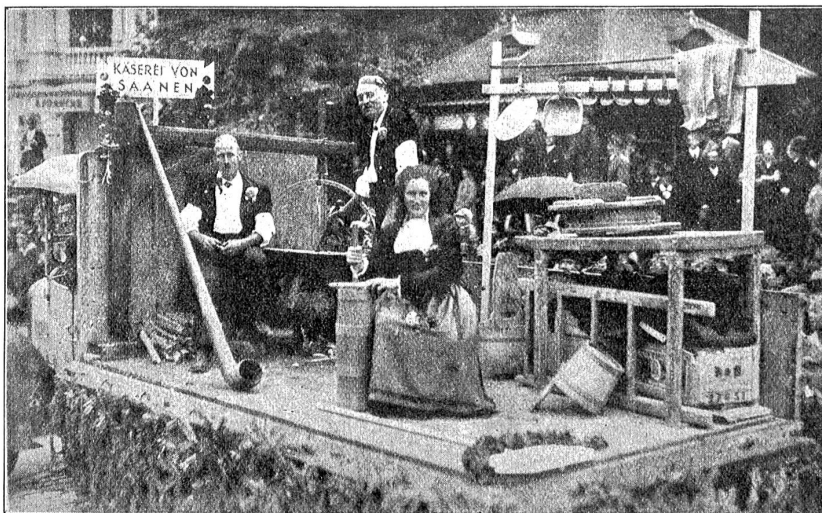
„Ja, Bub!“

Während ich den Vorhang zog, hörte ich ihn tief aufatmen, wie wenn einer eine Last abwerfen will. Manchmal kam's weit herauf wie ein Seufzer, der kein Sonnen-türchen findet. Einmal schaute ich herum:

„Was!“

„Oh, nichts, Bub!“

(Schluß folgt.)



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Käserei von Saanen.

(Phot. D. Rohy, Bern.)

Der Trachtenumzug.

I.

Auf dem Breitenrainplatz standen um halb ein Uhr die Leute in einer dichten Schar gedrängt, ein wahrer Volksaufmarsch. Man wartete aufs Tram, das einen in die Stadt führen sollte. Es kam mit zwei Wagen, aber es fuhr vorüber, denn es war schon lange mit Menschen überfüllt.

„Mir hei Schnällzug!“ rief ein Mitfahrender der enttäuschten Menge der Wartenden zu, „ganget dihr lieber z'Fueß!“

Dieser Rat war wohlgemeint. Denn auch die folgenden Trams waren überfüllt. Beim Zeughaus sammelte sich das Volk aus den Vororten und den Bauerndörfern wie in einen Trichter, die Tramtschaffner mußten abklingeln, bevor jedermann Platz gefunden hatte, schreiend: „Es chunnt grad wieder eis, wartit doch nume!“

In der Stadt vernahm man dann, daß nicht nur vom Norden her die Völker zum frohen Feste anmarschierten, von überall kamen sie, zu Fuß, mit Wagen, mit den Vorortbahnen, Autobussen, Autos und Eisenbahnzügen. Auf dem Bahnhof war schon am Vormittag ein Gedränge, daß man kaum hindurch kam. Unsere Stadt hat wohl nicht bald einen solchen Aufmarsch erlebt.

Zwar, Petrus tat so, als ob ihm etwas nicht recht wäre. Nahe am Weinen war er mehr als einmal. Das berühmte „Berneferfestwetter“ wollte sich nicht zeigen. Warum er wohl ungnädig war, der heilige Herr? Ich habe mir darüber meine Gedanken gemacht. Und ich will sie mitteilen. Entschuldigung füge ich bei, daß ich vielleicht läß geraten habe, aber immerhin....

Petrus, so sagte ich mir, ist für die Gleichheit aller. Der Himmel ist eine Demokratie. Petrus fragt nicht, ob ich ein Auto besitze und zehn Franken Platzgeld schwitzen könne, um einen guten Aussichtspunkt am Trachten-Umzug zu haben. Er hat als guter Demokrat zudem die Auffassung, daß ein ehrlicher Bürger, der seine Steuern bezahlt hat, auch durch jede Straße gehen und sich die hohen Herren der Räte ansehen dürfe, wann sich diese mal unter freiem Himmel an der Bundesgasse sädeln und Fünfliber ins Gabentuch schmeißen. Das seltene Schauspiel sieht man nicht alle Tage, und es ist nicht recht, so denkt Petrus, daß nur solche Erdenbürger diesen herrlichen Anblick genießen dürfen, die es haben und vermögen, eine Platzkarte zu lösen. Und darum war er betrübt. Er ist der Meinung, es sei offenes Geheimnis genug, wie man mit Geld gelegentlich geizt und gelegentlich herumschmeißt, und es sei unnötig gewesen, und vor allem sicher nicht demo-